

– das Verzeichnis nennt 195 Titel. Umfangreich ist auch das Corpus zeitgenössischer Periodika, Monographien und Memoiren, einschließlich belletristischer Werke, das herangezogen wurde, um die konstitutive Arbeit der Welt der Exilpresse anschaulich und begreiflich zu machen.

Was sind die Ergebnisse dieser gründlichen Untersuchung? Die Emigrantenpresse war anders als die »normale Presse«, für die die Wirtschaftlichkeit im Zentrum stehe, vor allem ein politisches und kulturelles Forum der community: zur Information über Sowjetrußland, zur Verhandlung der emigrantischen Auseinandersetzung, Medium der Bewältigung des schwierigen Emigrantendaseins. Kommunikation, Selbstverständigung war entschieden wichtiger als Information und Lebenshilfe – so das Fazit (S. 263). »Forum«, »Bühne«, Schaffung eines »diversifizierten Mikrokosmos« lauten die zusammenfassenden Charakterisierungen. Schlüssig ist die These dargelegt, dass dieses Forum wesentlicher Schauplatz für die wenigstens rhetorische Selbstdarstellung, für die Ausarbeitung einer Vorstellung von »Zarubežnaja Rossija« werden konnte. Die Suchbewegung der Exilgemeinde, die Selbstverständigung, der »Diskurs« wird selber zum Kitt für die wirkliche und imaginäre Emigranten-Community. Erstaunlich ist dieses Ergebnis eigentlich nicht, aber es ist gründlich und einleuchtend vorgeführt. Die Autorin macht am Ende auf einige Desiderate der Forschung aufmerksam: Unterbelichtung der Alltagsgeschichte, Vernachlässigung des ganzen Nationalismus-Komplexes, Ausstehen einer »Sozialgeschichte der intellektuellen Eliten«. Es ist fürwahr viel zu tun. Naheliegender nach der Lektüre dieser Arbeit wäre allerdings, die Emigrantenpresse, die doch a priori nicht national, sondern übernational, ja global organisiert war, als solche ins Auge zu fassen – als grenzüberschreitendes Netzwerk, als System der Zirkulation von Nachrichten und Nachrichtenmachern, als Forum einer eben weltweiten Diaspora.

*Karl Schlögel, Berlin, Frankfurt/Oder*

Jens Jäger, Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die historische Bildforschung (= Historische Einführungen, Bd.7), edition diskord, Tübingen 2000, 219 S., kart., 28 DM.

Die Welt überwuchernde Bilder trügen, so der Philosoph Günther Anders in seiner ›Antiquiertheit des Menschen‹, stets die Gefahr in sich, ihre Konsumenten zu verdummen. Im Unterschied zu Texten würden sie grundsätzlich keine Zusammenhänge sichtbar machen, sondern immer nur herausgerissene Weltfetzen. Kann sich der Mensch der selbst produzierten Bilderflut gewachsen zeigen?

Jens Jägers Einführung in die historische Bildforschung, die sich exemplarisch auf Fotografien konzentriert, kann hier weiterhelfen. Der Autor beleuchtet seinen Gegenstand und was zu ihm bisher geforscht und herausgefunden wurde von allen Seiten. Nach einem Überblick über den Forschungsstand zur historischen Bildkunde präsentiert Jäger eine kleine Sozialgeschichte der Fotografie und des Fotografierens. Er verknüpft dabei souverän die Grundzüge der technischen Entwicklung mit Analysen zur Rezeption und gesellschaftlichen Verbreitung. Seit Ende der 1830er Jahre wuchs sukzessive die Bedeutung der Fotografie als Medium der individuellen und familiären Erinnerung, als Aufzeichnungsmittel für (wissenschaftliche) Beobachtungen, als Kommunikationsmittel und als ökonomischer Faktor. Im Zuge dieser Entwicklung kam der Fotografie eine zunehmende Bedeutung für die individuelle und kollektive Erinnerung, für die Vermittlung und Herstellung von Wissen und damit für die Konstruktion von Identität zu. Jens Jäger zeichnet diesen Zuwachs an Bedeutung so prägnant wie facettenreich nach. Schade ist allerdings, dass die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, hier wie in dem gesamten Band, le-

diglich am Rande gestreift wird, da der Zeitraum vor 1914 besser erforscht sei, wie der Verfasser in der Einleitung selbst bedauert. Das kann zugleich als eine Aufforderung verstanden werden, Fotografien auch als aussagekräftige Quellen für die neueste Geschichte zu nutzen, sodass eine Neuauflage der Einführung eine solche Lücke nicht mehr zu vermerken hätte.

Im Anschluss an den Abriss der Fotografiengeschichte werden theoretische und methodische Ansätze der Bildforschung vorgestellt. Der Autor fasst die Vielstimmigkeit der Zugänge in drei »Modellgruppen« zusammen: die Realienkunde, das ikonologisch-ikonographische Interpretationsmodell und neuere kulturgeschichtliche Ansätze. Der realienkundliche Zugang ist der in der Historiographie am meisten verbreitete: Was sagen die Bilder über vergangene materielle Verhältnisse? Die Bildquellen werden hierbei, wie der Verfasser kritisch anmerkt, wie Fenster zu einer vergangenen Wirklichkeit benutzt, sie glauben also an die Objektivität ihres Tuns. Ikonologie und Ikonographie sind dem kunsthistorischen Ansatz Erwin Panofskys entliehen: Zunächst werden die Motive des Bildes erfasst (Ikonographie), dann in der Ikonologie das Thema des Bildes ermittelt, Allegorien und Anekdoten identifiziert, um in einem dritten Schritt sozialhistorische Erkenntnisse in die Interpretation einfließen zu lassen.

Das Herz des Autors der Einführung gilt den neueren kulturwissenschaftlichen Ansätzen: Fotografien werden im Kontext poststrukturalistischen und postmodernen Denkens als Produkte einer sozialen Praxis, als Medien der Weltaneignung und -konstruktion verstanden, die an der Identitätsbildung der Menschen teilhaben. Sie sind in dieser Sicht nicht zuletzt auch Instrumente der Macht, einer im Sinne Michel Foucaults zerstreuten Macht ohne Zentrum, welche sich im Diskurs manifestiert und konstituiert. Inhalt und Bedeutung von Fotografie werden ihrerseits wiederum in diskursiver Praxis geformt, und das heißt nach postmoderner Lesart eben: konstruiert. Der Foucaultsche diskursanalytische Blick auf die Macht der Bilder wird in dem sich anschließenden längsten Kapitel des Buches noch einmal vertieft und konkretisiert: »Themen, Problemfelder und Ergebnisse der Forschung«. Die Frühzeit der Fotografie wird hier ebenso behandelt wie die Fotografie von Arbeit und Industrie und in einer etwas merkwürdigen Zusammenstellung »Bildjournalismus – soziale Dokumentation – Propaganda – Krieg«.

Insbesondere in dem Abschnitt »Photographie von Körpern: »Race, Class and Gender« entwickelt der Verfasser, mit den vorliegenden Forschungsergebnissen als Referenzboden, ein eigenes Interpretationsmodell für Fotografien und ihre sozialhistorische bzw. diskurshistorische Bedeutung: Der Fotografie kommt, so die nachvollziehbare These, eine exponierte Rolle bei der Konstruktion von ethnischer Zugehörigkeit, Klasse und Geschlecht zu. Wunschvorstellungen und Konzepte vom Menschen können gerade durch Fotos mit ihrem Ruf des Dokumentarischen als real existierend vermittelt werden. Dahinter stehen in der Regel die Normen und Körperideale des weißen bürgerlichen Mannes. Das Fotografieren und Zurschaustellen von Menschen, die von dieser Richtschnur abweichen, definiert das Differierende als das Andere, das Fremde und Befremdliche, den Fotografierenden oder Schauenden in der Abgrenzung als das gewünschte Normbild: seien es Eingeborene, Delinquenten oder Geisteskranke. Fotografien werden so von Jäger als Elemente der Diskurse sozialer Kontrolle, der Geschlechterdichotomie und der ethnischen Hierarchisierung gelesen und gedeutet.

In der Entfaltung dieser Dimensionen, was denn die Historiographie mit Fotografien anfangen könnte, wenn sie sie nur erst als Quellen ernst nehmen würde, liegt die Stärke der Einführung. Was nicht in das diskursanalytische Schema der Interpretation passt, gerät allerdings leicht in die Gefahr, zu kurz zu kommen, so etwa die nur sehr kurzorisch behandelte Auseinandersetzung um die Bilder der Hamburger Wehrmachtsausstellung, die sicher mehr zur historischen Bildkunde aussagen könnte, als das, was der Verfasser zu dem 'Fall' einschließlich des sich darum entwickelnden Diskurses anmerkt.

Aber auch wer vielleicht der Foucaultschen Diskursanalyse ferner steht, kann sich durch diese beispielhafte Einführung in ein historiographisches Spezialgebiet zu eigenen Gedanken und Fragen über die Macht der Bilder in der Geschichte anregen lassen und einen kritischeren Blick auf die Bilderfluten werfen, die wir Menschen täglich zu bewältigen haben. Vielleicht können wir aus den Bildern dann sogar klüger, nicht dümmer werden.

*Erik Eichholz, Hamburg*

Dieter Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, Verlag C. H. Beck, München 2000, 250 S., brosch., 28 DM.

Bei »Nation, Nationalismus, Nationalstaat« handelt es sich um eine Sammlung von insgesamt neun Beiträgen, die der Tübinger Neuzeithistoriker Dieter Langewiesche seit Beginn der 1990er Jahre teils an prominenten, teils an abgelegeneren Orten zu diesem großen Themenkomplex veröffentlicht hat. Die meisten Aufsätze beschäftigen sich primär mit Deutschland bzw. der Entwicklung der deutschen »Nation« im 19. Jahrhundert. Das im Titel des Buches angekündigte »Europa« wird erst in dem abschließenden und sehr anregenden Aufsatz über »Historische Wege nach Europa« explizit angesprochen, ist aber auch bei den übrigen Beiträgen zumindest mitgedacht: einmal als die »Außenseite« der deutschen Nation, als Folie, vor der die deutsche Nationalbewegung sich und die deutsche »Identität« definierte; daneben natürlich auch als interessierter Beobachter der deutschen Zustände, der von den Versuchen, eine deutsche »Identität« zu konstruieren und einen nationalen Staat zu konstituieren nicht unberührt bleiben konnte. Für den Neuabdruck wurden die Texte überarbeitet, eine in sich geschlossene Gesamtdarstellung zum Thema, die der Titel erahnen lässt und die man sich aus Langewiesches Feder nur wünschen kann, bietet der Band jedoch nicht.

Sachlich sind die neun Beiträge in drei Blöcken gruppiert. Während sich Langewiesche in den ersten drei Aufsätzen grundlegenden Fragen der neueren Debatten um Nation und Nationalismus widmet, geht es ihm im Mittelteil um Aspekte der kulturellen Nationsbildung (konkret: die Rolle der Sängers und Turner bei der Formierung eines deutschen Nationalbewusstseins), bevor er sich abschließend der staatlichen Dimension der nationalen Frage zuwendet – in der deutschen, dann auch in der europäischen Geschichte. Drei Fragenkomplexe, präzise skizziert und in der allgemeinen Nationalismusdebatte verortet, ziehen sich durch den gesamten Band: 1. die Frage nach dem Verhältnis von »vormoderner« und »moderner« Nation und ihren jeweiligen Charakteristika; 2. die nach der Bedeutung von »Partizipation« und »Aggression« in den modernen nationalen Bewegungen; 3. die nach der föderalen Struktur der deutschen Nationalbewegung. Zu allen diesen Fragen vertritt Langewiesche dezidierte Positionen. So plädiert er dafür, den spezifischen neuzeitlichen Nationalismus klar von vormodernen Formen nationaler Diskurse und nationaler Identifikationen zu trennen. Das heißt nicht, dass die »Nation« in Mittelalter und Früher Neuzeit keine Rolle gespielt hat, im Gegenteil: Langewiesche nimmt die vielfältigen neueren Forschungen zur »Nation vor dem Nationalismus« ernst, die gezeigt haben, dass auf verschiedenen Feldern deutliche Kontinuitätslinien bestanden. Aber er insistiert doch, dass seit der Französischen Revolution die Verbindung zwischen Souveränitätsgedanken und »Nation«, mit der Letztere zur »obersten Legitimationsebene«, zum »Letztwert« und zum Massenphänomen wurde, eine völlig neue Konstellation geschaffen habe.

Ähnlich dezidiert bezieht Langewiesche in einer zweiten Kontroverse Position: Gegen Otto Dann und andere, die versuchen, strikt zwischen einem liberalen, emanzipatori-